Kriegs-Speisezettel.

Nachdem nun die Brotzumessung seit dem 1. d. M. auch für Halle geregelt ist, muß bei der Zubereitung des Mittags- und Abendbrotes auch hierauf besonders Rücksicht genommen werden, denn vielfach wird sonst die zugeteilte Brotmenge knapp werden. Dazu kommt, daß die Preise für Schweinefleisch eine Höhe erreicht haben, die dieses Fleischart namentlich in Rücksicht auf ihren geringen Gehalt an Eiweiß so gut wie ganz von der Verordnung ausschließt. Der Verbrauch des wesentlich nahrhafteren Rind- und Hammelfleisches muß daher zur Regel werden, noch dazu diese Fleischsorten eine nicht zu große Preissteigerung erfahren haben. Der Gehalt an Eiweiß stellt sich bei Rind- und Hammelfleisch auf etwa 22 vom Hundert, bei Schweinefleisch nur auf etwa 14 vom Hundert, fettes Schweinefleisch enthält nur etwa 10 vom Hundert Eiweiß. Lediglich unter Berücksichtigung dieses wichtigsten Bestandteiles des Fleisches würde 1 Pfd. Schweinefleisch nur mit etwa 80 Pf. zu bewerten sein, wenn das Pfund Rindfleisch 1,25 M. kostet. Da wir in der Kriegszeit mehr auf die Vermeidung einer Unterernährung als auf den Gaumenkitzel zu achten haben, so müssen wir eben auf das Schweinefleisch zunächst verzichten lernen, und da ein großes Abschlachten der Schweinebestände eingesetzt und im Interesse der Erhaltung unserer Kartoffelvorräte noch weiter fortgesetzt werden muß, so tun wir gut, mit der Entwöhnung von frischem Schweinefleisch schon jetzt zu beginnen. Wir gehen sicher einer Zeit entgegen, in der die gutschmeckenden und bequem zu bereitenden Gerichte aus frischem Schweinefleisch auf dem bürgerlichen Tisch ebenso selten werden wie englische Austern und russischer Kaviar. Glücklicherweise ist aber eine Butterkalamität, wie sie zuerst als bevorstehend angenommen wurde, nicht zu befürchten, denn die großen bisher nach England gehenden Buttermengen, die in Dänemark erzeugt werden, suchen dank unserer Unterseeboote ihren Weg zu uns. Mit Rindfleisch, Butter und Kartoffeln läßt aber auch der verwöhnteste Hausherr sich zufriedenstellen, wenn nur für die nötige Abwechselung in der Zubereitung gesorgt wird.

Die Anführung einer Reihe von Kochvorschriften dieser Art behalten wir uns für die nächste Nummer vor.

Nun ist inzwischen auch das Gemüse recht merklich im Preise gestiegen. Am letzten Markttage war mit Staunen festzustellen, daß ein Preisaufschlag von ungeahnter Höhe eingesetzt hat und deshalb dürfte nachstehender Beitrag, den uns eine alte erfahrene Hausfrau zur Verfügung gestellt hat, zur Beachtung besonders empfohlen sein:

Heute, wo an alle deutschen Hausfrauen der Ruf ertönt, spare, lerne sparen, möchte ich als alte Hausfrau auch mein Teil dazu beitragen, um jungen Frauen das im Kleinen zu sparen zu erleichtern. Es werden zwar jetzt die meisten Kartoffeln in der Schale gekocht werden. Wenn sie aber ohne Schale gekocht werden, die sogenannten Salzkartoffeln, darf man das Wasser nicht mehr weggießen, wie es jetzt in den meisten Küchen geschieht. Ich benutze dasselbe schon jahrelang. Es sind die Nährsalze von der Kartoffel mit Mehl vermischt, welches man an jedes Gemüse tun kann, da es besser als reines Wasser ist und das Gemüse dadurch ebenso gut schmeckt. Auch das Abkochen der Gemüse ist zu vermeiden, weil Verschwendung. Ein paar Teelöffel voll Zucker daran getan, nimmt den strengen Geschmack, z. B. bei Kohlrüben, Kohl, usw. Grünkohl ist das einzige Gericht, welches ich abbrühe. Aber jetzt braucht man das Wasser auch nicht wegzugießen, sondern kann es noch zu Kartoffelsuppe, vielleicht noch zu anderen Suppen verwenden. Hauptsache ist jetzt, gar nichts umkommen lassen und denken, viel Wenig machen ein Viel.

Eine alte sparsame Hausfrau.

Zum Schluß lassen wir noch einen uns von einer angenannten Leserin eingesandten Küchenzettel für die kommende Woche folgen:

Küchenzettel einer Hausfrau mit 4 Knaben im Alter von 3—10 Jahren für die kommende Woche:

Sonntag: 1½ Pfund Kalbfleisch, 3 Pfund Kartoffeln, 1 saure Gurke und Nachtisch — Schokoladenpudding, mit Oetters Puddingpulver hergestellt.

Montag: Bratenreste und Sauce vom Sonntag mit 3 Pfund Kartoffeln zur Suppe gekocht.

Dienstag: Rindfleisch für 25 Pf., ½ Pfund Graupen, 1 Pfund Kartoffeln.

Mittwoch: 25 Pf. Rindfleisch, 15 Pf. Kohlrüben, 1 Pfund Kartoffeln, 1 Löffel gebräuntes Mehl.

Donnerstag: 30 Pf. Pökelknochen, 1 Pfund Sauerkohl, 3 Pfund Kartoffeln.

Freitag: 1 Pfund Fisch, 3 Pfund Kartoffeln und Mostrichsauce.

Sonnabend: 3 Pfund Kartoffeln, zu Kartoffelbrei, ¼ Pfund Gehacktes, ein halbes Viertel Butter.

Kalbsbraten; Fleisch mit einem Teelöffel Butter schön braun anbraten, nach und nach heißes Wasser zugießen, damit man eine schöne Sauce erhält, mit etwas Kartoffelmehl sämig machen; Kartoffeln als Salzkartoffeln kochen und dazu reichen.

Kartoffelsuppe für Montag: Kartoffeln schälen, in Scheiben schneiden, mit wenig Wasser und Salz garkochen, dann die übriggebliebene Sauce nebst Fleischresten vom Sonntag dazugießen und mit dem Quirl kleinquirlen, nicht durchschlagen.

Graupensuppe für Dienstag: Fleisch mit Suppengrün und Salz mit wenig kaltem Wasser ansetzen und dann heißes Wasser zugießen, eine Zwiebel in Scheiben schneiden, auf der Ofenplatte schön braun rösten und dazutun. Graupen 3 Stunden weich dünsten in einem irdenen Topf, damit sie nicht anbrennen, Kartoffeln schälen, in kleine Würfel schneiden und mit den fast gargedünsteten Graupen in Fleischbrühe fertigkochen.

Kohlrüben für Mittwoch: Fleisch mit wenig kaltem Wasser und Salz, einer kleinen Zwiebel, 3 Gewürzkörnern, 2 Lorbeerblättern ankochen, dann heißes Wasser zugießen; Kohlrüben schälen, in kleine dünne 5 Zentimeter lange Streifen geschnitten, mit wenig Salz in Wasser fast garkochen, dann Kartoffeln schälen, in Würfel schneiden und mit Kohlrüben in der Fleischbrühe garkochen, etwas Pfeffer dazugeben und zuletzt einen Eßlöffel Mehl braun machen und dazutun, und noch eine kurze Zeit aufkochen lassen.

Sauerkohl und Pökelknochen für Donnerstag: Fleisch allein kochen, Sauerkohl abwaschen und mit wenig Wasser ankochen; nach und nach die Pökelbrühe zugießen, wenn gargekocht, mit einer Kartoffel, welche geschält und roharerieben ist, sämig machen; Salzkartoffeln dazugeben.

Fischgericht am Freitag: 1 Pfund Schellfisch oder sonst welcher wird geschuppt und sauber gemacht, dann eingesalzen, eine Stunde stehen lassen, Wasser mit Gewürz und Zwiebel nebst etwas Essig zum Kochen bringen, darin den Fisch garkochen; zur Mostrichsauce einen Kinderlöffel voll Butter zergehen lassen, einen Teelöffel Mehl, für 3 Pf. Mostrich, etwas Salz und Wasser, alles zusammen kurze Zeit aufkochen lassen. Salzkartoffeln dazu reichen.

Kartoffelbrei für Sonnabend: 3 Pfund Kartoffeln schälen, klein schneiden und mit sehr wenig Wasser und Salz garkochen, dann einen Tassenkopf Milch dazugeben und schön glatt schlagen, mit einer Mührkreuse oder Quirl. Gehacktes braten mit einem halben Viertel Butter und dazugeben.

Bei dieser einfachen Kost nehmen meine Kinder sehr zu und sind bis jetzt tüchtige Kerls und sollen alle vier einmal tüchtige Soldaten werden, so Gott es will.

Somit werden der Hausfrau, die in der Verborgenheit wirkt und es oftmals schmerzlich empfindet, daß sie vermeintlich nur dem engsten Kreise, nicht der Allgemeinheit dient, wichtige Aufgaben gestellt. Von einer unbegrenzten Wichtigkeit ist es, daß jetzt mit den Nahrungsmitteln zweckmäßig umgegangen wird, damit unser siegreiches Heer nicht durch Mangel zu einem vorzeitigen Frieden gezwungen wird. So hat die deutsche Hausfrau die Aufgabe, ihre Schützlinge nahrhaft zu ernähren, damit der deutsche Staat tüchtige Bürger habe. Diese nahrhafte Kost muß sie gleichzeitig in der Art zubereiten, daß die Dauerware und die in geringen Mengen vorhandenen Nahrungsmittel gespart werden und somit der Allgemeinheit erhalten bleiben, und zwar zum Teil im eigenen Keller. Wenn auch die Forderung des Sparens zunächst an die großen Betriebe gerichtet werden muß, so soll auch jede Hausfrau sich dieser Mühe unterziehen, und sei es auch nur, indem sie wöchentlich ein Pfund der Dauerware erspare. Sie soll nicht denken, dieses eine Pfund sei gleichgültig für den Staat; sie soll denken, es sei eine von vielen tausend Frauen, die wöchentlich ein Pfund ersparen, und das gibt zusammen viele tausend Pfund Nahrungsmittel in Deutschland. Jede Hausfrau muß sich als einen der Tropfen fühlen, der nötig ist, einen Bach zu erzeugen, und aus vielen kleinen Bächen entsteht dann der Strom, der seinen mächtigen Segen verbreitet.

Darum: Deutsche Hausfrau, sei stolz! Das Vaterland braucht dich!

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 9: „Muselman (Mund, Selma).“

Richtige Lösungen gingen ein 50. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 57. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Rudolf Gebhardt, Gustav Gebhardt, Hedwig Sielaff, Frieda Holzhausen, Rudolph Kolysch, Frau Rosa Boibe, Wilhelm Schneider, Franz Lehmann, Alfe Brune, Georg Hader, Fritz Wenlede, Willy Trentsch, Franz Thiele, Käthe Hesall, Müller Rich. Reichel, Max Hoffmann, Lindemann, Walter Wolfgang, Gerhard Wolfgang, Martin Bismann, Frau Reinhilde Garck, Kurt Hallupp, A. Anderle, Kurt Linke, Frau Rudel, Walter Pannier, Otto Pasch, Frau Hagemann, Oskar Hanke, Artur Harmuth, O. Aymann, Frau E. Saalfeld, Otto Dell, Frau Berta Rudolph, Else Lüders;

von auswärts: Otto Wentzke, Merseburg, Ida Klett, Deltzsch, Erich Butzmann, Grötzig, Hedwig Hartung, Weißfand, R. Jacobsen, Cöthen, Oskar Dietrich, Wernigerode, Werner Streitlein, Bitterfeld, Lotte Kliesche, Malchow, Marie Strich, Beuthitz, Herbert Martin, Gerbstedt, Elly Martin, Gerbstedt, Becker, Cottbus, Dr.-Ing. Jöstten, Hettstedt, Albert Schmidt, Magdeburg, Lotte Heinrich, Könnern.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Dienstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ gelangt sein.

Die Prämie:

Halloria, ein Saale-Roman v. Dr. Funke

entfiel auf Louise Nietsche, Malchow.

Rätsel.

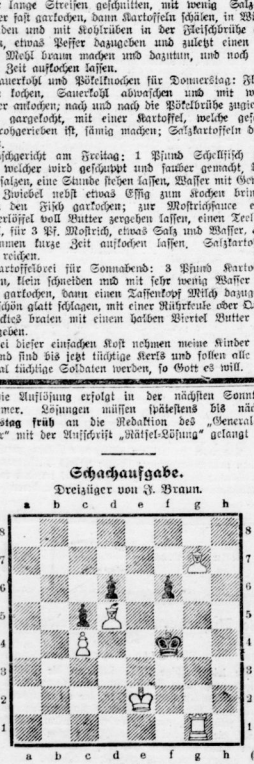
Königszug.

Und		kam		in		land	
wer	im	tod	gen	pfe	auch	frem	im	ter
den	heil	fand	ruht	der	erde	va	

Die Felder sind zu verbinden, wie der König auf dem Schachbrett zieht, d. h. von einem Feld auf ein beliebiges Nachbarfeld, jedoch ohne ein Feld zu überspringen.

Schachaufgabe.

Dreizüger von J. Braun.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 8.

Vierzüger von W. v. Waltbofen.

W. Ke8, Le8, Sb2, c4, Tf4, Ba5, g4; Schw. Ke5, Ba7, c6, g7, h7.

1. Tf4—f1, Kb4; 2. Tb1, beliebig.; 3. Sa4+. —
1. ...., Kd5; 2. Tf5+, Ke6; 3. Te5+. —
1. ...., beliebig.; 2. Tb1 usw.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 10 | **Halle a. S., Sonntag, den 7. März** | **1915**

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.

Schiller.

Das Lied der Väter.

Von **Hans Fr. Blunck, Hamburg.**

Peter Volquards, der Großknecht auf Gut Tschernikoff dicht bei der deutschen Grenze, trat aus der rauchigen Schanstube des Dorfes; tappte mit vorsichtigen Schritten über die dunkeln Treppenstufen ins Freie und ging nachdenklich nach Haus.

Die Landstraße lag in grauem, staubigem Schein, der aus der Dunkelheit langsam auf den Wandernden zukroch. Die elenden Lehmhütten am Wege waren still, totenstill, als wollten sie ruhen von dem rüstenden Waffenlärm, der sie tagsüber umfing. Nur der nächtige Himmel strahlte in einem seltsamen weißen Glanz, und das Mondlicht umfpann die Kronen der Eichen wie Reif in der Winternacht.

Fern vom Krug klang ein wildes, altes Lied durch die Stille:

„Stuef bi Warschau slogen wi,
Slogen wi de Russen!“

Peter Volquards horchte auf. Es war das Lied, das er oft gehört hatte, das in seiner kurländischen Heimat seit Jahrhunderten erscholl. Und doch wollte er heute, er wäre erst auf dem Gut, um das Singen nicht mehr hören zu müssen. Aber die Lust war hellhörig, seine Sinne gaben nach, und er fiel in ein unruhiges Grübeln.

Das waren Hans Thomsen und Willens, die mit den andern Knechten im Krug saßen und den Russen zum Trotz das alte Freiheitslied sangen. Der Krieg war erklärt, die Preußen rückten gen Osten, und in jedem Dorf machte sich unter den deutschen Wanderknechten eine gewaltige Erregung breit. Zwar die Bauern waren unschlüssig, und russisches Militär lag im Ort im Quartier, aber in der letzten Nacht waren erst zwei Knechte, die aus Königsberg stammten, auf und davon gegangen, und Thomsen und Willens würden nicht lange auf sich warten lassen, das wußte Peter Volquards. Und die kamen wie er aus der Rigaer Gegend und wollten, daß er mitging, wollten, daß er Bauer und Pferde im Stich ließ und Soldat würde und gegen die Russen kämpfte!

Peter Volquards sah zum Himmel auf, als suchte er Rat und Hilfe. Er verstand nicht, warum Krieg sein sollte, warum Deutsche und Russen miteinander stritten. Er dachte nur, was für ihn davon kommen würde, dachte, daß Marie Wulf zu Hause wartete, und nun bald drei Jahre sich den Pfennig am Mund sparte für die Kate, die sie kaufen wollten, um zusammen hineinzuziehen. Er begann zu rechnen, wieviel wohl noch übrig sei, bis sie ihr eigen Gut hätten, und was wohl würde, wenn er zu den Soldaten müßte. Und dann schüttelte Peter Volquards den Kopf und kniff die Lippen zusammen: „Es geht nicht, verdammt, es geht nicht.“

Der Knecht sah plötzlich den Wagen am nächtlichen Himmel. Der stand leuchtend über ihm. Eine alte Geschichte fiel ihm ein, die Geschichte von Hans Dümpf, dem ungetreuen Knecht, der bei Gott Dienste genommen und sich schlecht um die Pferde bekümmert hatte, und der eines Tages heimlich wegblieb, so daß die Tiere hungern mußten. Den hatte der Herr auf den Himmelswagen verwünscht, und jede Nacht muß Hans Dümpf als winziger Stern auf der Deichsel durch die Dunkelheit reiten.

Peter Volquards wurde zufriedener mit sich selbst. Erst den Dienst halten, dachte er, und den hatte er noch bis Oktober versprochen. Dann kann man ja weiter sehen, dann habe sie dich vielleicht nicht mehr so nötig, oder der Krieg ist zu Ende!

Hinter ihm wurden eilige Schritte laut. Willens kam nachgelaufen und hielt ihn lachend fest. „Wart mal, Pe'er, kannst mir die Hand geben, du! Ich geh weiter, nach Eydkuhnen, will heute nacht noch'n gutes Ende laufen.“

Der Knecht sah ihn unruhig an. „Und Thomsen?“ Er hoffte einen Augenblick, daß der andere im Lande bleiben würde, aber Willens lachte ihm laut zu, wie jemand, der in großer Erregung ist. „Der, der packt gerade sein Bündel und kommt nach. Meinst, daß der hier bliebe, wenn ich geh? Da kennst du uns schlecht, du!“

Er wartete eine Weile, als müßte der Großknecht etwas sagen. Dann fuhr er leiser fort: „Und wie ist es mit dir, Pe'er? Mein, — wo sie alle kommen, mußt du auch mit, wenn du zu uns gehören willst.“ Der Knecht wurde eindringlicher.

„Heut' kann man seine Freunde und die Freunde des Landes sehen, du, — heut müssen wir zusammenhalten, alle. Oder sollen die Rigaer Deutschen sich vor den Ostpreußen schämen?“

„Ich muß hier bleiben, Willens, — ich kann nicht weg, jetzt noch nicht!“

Der andere begann leise das Lied von Deutschland vor sich hinzusingen.

„Laß das sein, du,“ bat Peter Volquards ängstlich, „das ganze Dorf ist voll von Russen.“

Da begann Willens mit lauter Stimme das andere uralte Lied, und es klang so trotzig stolz und verbrend, daß das Herz des Großknechts laut zu schlagen begann.

„Stuef bi Warschau slogen wi,
Slogen wi de Russen!“

Dann drängte der Knecht noch einmal: „Bist ja kein schlechter Kerl, Pe'er, und ich mein, die Rigaer sollen sagen können: „Wir sind alle dabei gewesen, als es losging. Darum will ich dich mitnehmen, du! Komm doch, Pe'er Volquards!“

Der blieb stehen, als müßte er dem andern etwas sagen, aber dann wartete er wieder und schüttelte unentschlossen den Kopf.

„Es geht nicht, Willens, du weißt nicht, was es ist, es geht nicht, ich will auch nicht!“

„Zwei liefen gestern fort, heute nacht wieder zwei, wir sind bald wieder hier, Pe'er! Ueber die Grenze sind die Deutschen schon, den Rest holen sie sich heute oder morgen. Komm mit, Pe'er, komm mit!“

Aber der stöhnte leise vor sich hin. „Es wird ein langer Krieg werden, Willens, ein langer Krieg. Was sagen sie noch? Wenn die tausendjährige Linde wieder grün wird bei Söderhestede, dann sollen die Russen untergehen. Und die ist trocken und dürr wie in jedem Sommer.“

Der andere schüttelte zornig den Kopf. „Gute Nacht, Pe'er, — hab' mein Bündel fertig. Aber komm' noch, du, komm' bald, wenn du ein Landesjunge bist!“ Er bog ab und ging am Buchenstrauch hinauf und pfiff leise vor sich hin. Der Großknecht aber ging zum Gut hinunter und trug eine seltsame Angst und Verlassenheit im Herzen. — —

Als Peter Volquards am nächsten mittag von der Arbeit zurückkam, nahm ihn ein russischer Unteroffizier mit zwei Soldaten in Empfang und erklärte ihn für gestellungspflichtig. Der Knecht versuchte gebrochen Einwendungen zu machen, aber man lachte über seine Hilfslosigkeit, und er mußte sich geben. Dann wurde er nach Warschau geschleppt, untersucht und in russische Kleider gesteckt. Eine Weile noch versuchte Peter Volquards sich gegen sein Geschick aufzulehnen. Er wollte sagen, daß er treu geblieben sei, daß er nichts gegen die Russen unternommen hatte, sondern ruhig seiner Arbeit nachgegangen sei. Er begriff nicht, warum er Krieg führen mußte, wo er sich losgesagt hatte von seinen Freunden, wo er geschwiegen hatte, wenn sie sangen, und wo er den Frieden gepredigt hatte. Erst als er merkte, daß keiner zu ihm hielt, daß er ins Gefängnis mußte, wenn er zu seinem Recht kommen wollte, daß er gepriegelt würde, wenn er widersprach, fühlte er, daß Krieg war, trotz seiner, und daß der Krieg hart war. Und doch wollte er nicht zugeben, daß der Weg der anderen der bessere war, und er begann zu hadern und zu grübeln, Tage und Wochen, so daß seine hagere Gestalt gebückt wurde und Falten sich in sein Gesicht gruben, und tief über die Stirn wuchsen. — So fügte sich der Großknecht den Russen und zog mit gen Osten.

Da kam er eines Tages zu einem Deutschen in Quartier und hörte Worte in seiner Sprache. Und eine gewaltige Unruft, die er lange gebändigt hatte, packte ihn seit der Stunde. Bis tief in die Nacht hinein blieb er beim Bauer, sprach mit ihm und begann nachzudenken, was die andern wohl gewollt hatten, als sie ihn verließen, begann sich zu sehnen, und wenn er abseits von den Soldaten am Feuer saß, waren seine Gedanken drüben bei den Freunden, und er fragte sie und sprach vom Land und vom Russenzar, so wie er mit dem Bauer gesprochen hatte. — —

Einige Zeit darauf hieß es, daß der Feind nah sei, und die Russen betranken sich und sangen, und schlugen ihn blutig, als er nicht mitsingen wollte.

An dem Morgen kam Peter Volquards auf Wache. Tief vor ihm im dämmernden Tal lag ein Hof, in dem sollten die Vorposten der Feinde liegen. Dahinter aber auf den Höhen lag eine Stadt mit hellen Lichtern und schimmerte graubraun aus den wogenden Nebelfedern. Einsam stand der Großknecht am Wege, hielt das Gewehr fest in der Faust und starrte grübelnd in die Tiefe. Ein Gedanke stieg jäh in ihm auf. Wenn sie nun kommen, sollte du auf sie schießen, auf die da unten, auf Willens und Thomsen, und die beiden Rigaer. Warum mußt du das? — Und plötzlich fiel ihm ein: Wie kommst du hierher, warum bist du nicht bei den andern? Eine Furcht packte ihn, eine Angst vor den Freunden, auf die er nicht schießen konnte, und die doch nicht wußten, daß er, Peter Volquards, bei den Russen stand. Unruhig beugte er sich über und horchte in den Morgen hinein.

Der Mond schwamm braun über der Kimmung, gerade vor ihm. Hoch oben die Sterne erloschen, und fern im Osten lag ein dämmerndes Grau. Die Vögel fingen ein lustiges Singen an, noch wirr durcheinander, als stimmten sie die Kehlen, und doch so frisch und rasch, wie es nur der Morgen bringt. Eine Freude über das Land packte den Einsamen, ein wunderlicher Stolz, wie er ihn noch niemals gespürt hatte. Er begann zu fühlen, daß es noch mehr gab als Marie Wulf und den Frieden, und mit

Gedenktage der Woche.

7. März 1715 Der Dichter Ewald Christian von Kleist * (1759 †).

8. März 1836 Der Bahnendichter Adolf L'Arronge in Hamburg * (1906 †).
1855 Der Botaniker Karl Goebel in München *
1858 Der Komponist Ruggiero Leoncavallo in Neapel *
1869 Der Komponist Hector Berlioz in Paris † (1803 *).
1897 Der Dichter Emil Rittershaus in Barmen † (1834 *).

9. März 1451 Der ital. Seefahrer Amerigo Vespucci in Florenz * (1512 †).
1814 (9. und 10. März) Sieg Blüchers über Napoleon I. bei Laon.
1888 Kaiser Wilhelm I. in Berlin † (1797 *).
1902 Der Dichter Hermann Allmers in Rechtenfleth † (1821 *).

10. März 1776 Königin Luise von Preußen in Hannover * (1810 †).
1788 Der Dichter Josef v. Eichendorff auf Lubowitz i. Schles. * (1857 †).
1813 Der Orden des Eisernen Kreuzes durch Friedrich Wilhelm III. von Preußen in Breslau gestiftet.
1906 Die Japaner nehmen Mukden nach eintägigem Kampf.

11. März 1544 Der ital. Dichter Torquato Tasso in Sorrent * (1595 †).
1801 Der Schriftsteller Ernst Wichert in Insterburg * (1902 †).
1897 Der Kapellmeister Ernst Sanders in Altstrelitz † (1819 *).

12. März 1607 Paul Gerhardt in Gräfenhainichen * (1676 †).

13. März 1719 Johann Friedrich Böttger, Erfinder des Porzellans, in Dresden † (1682 *).
1826 Der Mediziner Friedrich Albert Zenker, der Entdecker der Trichinen, in Dresden * (1898 †).
1881 Ermordung Kaiser Alexanders II. von Rußland in Petersburg.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191503074/fragment/page=0001

kohligen Sinnen begann er an die zu denken, die das Land beherrschten, ohne zu arbeiten.

Im Osten hob sich das Grün wie eine Decke und ein rotbrauner Streif wuchs über dem blauen Band. Nebel krochen wie Riesen durch das Tal, verstreckten den Hof, gaben ihn frei und wallten zornig gegen die Schanzen der Russen. Dann trug der Osten weißen Schaum, der in hellen Strichen über die Fläche lief. War das wohl das Meer, das da im Morgenwind brauste?

Peter Volquards reckte sich plötzlich hoch auf, so gerade, wie er seit Wochen nicht mehr gestanden hatte. Vom Hof im Tal kam ein zerrissenes Lied, drang ein Morgengesang in kralten Tönen trotzig zu den Höhen hinauf. Mit vorgebeugtem Leibe, regungslos, stand der Deutschrusse, als könnte er nicht glauben, tastete mühsam über sein Wams und horchte wieder in den Morgen hinaus.

„Stuef — — — vör Warschau slogen wi — —"

Peter Volquards ging einen Schritt rückwärts, als graute ihm vor dem Wind, der durch den Morgen strich, dann rang sich ein qualvolles Stöhnen aus seiner Brust, ein Aechzen, und dann schrie er plötzlich auf, verzweifelt und heiser, warf die Arme in die Luft und sprang in langen, gewaltigen Sätzen vom Hügel ins Tal hinab.

Eine Ulanenpatrouille nahm ihn auf, fragte ihn und half ihm auf sein verzweifeltes Bitten in eine weiße deutsche Uniform. Die paßte zwar nicht, aber der Großknecht bat flehentlich darum, und sie ließen es zu, weil sie jeden Mann gebrauchen konnten. Peter Volquards aber war, als hätte ihn eine seltsame Trunkenheit gepackt. Er freute sich über jedes Wort, das die andern sprachen, über jedes Lachen, das ihm galt. Er half, als hätte er für etwas, daß er gutmachen müßte, sang laut und redete, bis sie glaubten, er sei irre geworden, so furchtbar hatte ihn die Erregung gepackt. Wieder und wieder sauchzte er durch den Morgen gegen die Höhen, von denen er gekommen war, und es klang wie das Lachen und Drohen eines Verzweifelten:

„Stuef vor Warschau, —"

Als es von der Dyhtkuhner Kirche zehn Uhr schlug, begann der Vormarsch der Deutschen. Die Russen hatten ihre Hauptmacht auf den Höhen, und nur ein Dutzend Mann stießen zu dem Posten im Hof, um den Angriff hinzuhalten. Die schlugen sich verzweifelt und wollten nicht weichen, bis sie abgeschnitten waren, und gaben sich auch dann nicht, bis die Türen erbrochen wurden und nach einem wilden, verzweifelten Kampf Brust an Brust der Rest zu Gefangenen gemacht wurde. Als man die zusammenstellte, fand man einen darunter, der hatte russisches Lederzeug und russische Streifen an den Hosen. Den führten sie besonders und fragten ihn aus, hatten auch nicht lange zu tun, denn der Gefangene gab trotzig zu, was sie von ihm wollten. Und während im Tal die Schlacht begann und die Deutschen gegen die Höhen der Russen stürmten, gingen hinter der Front ein Offizier und ein Pikett einige hundert Schritt von der Landstraße herab zu einem Dorf. Die hatten einen raschen Befehl. Der Gefangene zwischen ihnen aber ging aufrecht, und gerade und plötzlich kam ein Lied aus seiner Brust. Das war heiser und wund, und ein Soldat wollte ihn schlagen. Aber der Offizier winkte, und aus rauher Kehle kam es wild und grimmig jauchzend:

„Stuef vör Warschau slogen wi
Slogen wi de Russen!"

Trost.

Skizze von Hedwig Stephan.

(Nachdr. verb.)

Mit zusammengepreßten Lippen nahm Elisabeth die Zeitung wieder auf und versuchte weiterzulesen. Aber sie konnte keinen Buchstaben erkennen, rote Nebel schwammen vor ihren Augen, und aufstöhnend schob sie das Blatt zurück.

Wie schwach sie war — wie erbärmlich schwach! Sie hätte weinen mögen vor Zorn und Scham!

Er war gefallen — ja — aber ging das sie an? Warum behielte ihr der Name Reginald Harding mehr als irgend ein anderer von den vielen, die jo schwarzumrahmt Tag für Tag den Anzeigenteil der Zeitung füllten?

Sie hatte doch diesen Namen ausgelöscht aus ihrem Gedächtnis, aus ihrem Leben, seit jenem Herbstabend, an dem sie seinen Ring sich vom Finger riß, an dem sie mit dem schmalen goldenen Reif Hoffnung und Glück für immer von sich abtat! Mit eisernem Willen, dem sich der tödlich verwundete Stolz gesellte, hatte sie die Erinnerung unterzwungen, kaum mehr gewußt, daß sie einmal eine junge, geliebte Braut gewesen war — aber jetzt stürzte es über sie her wie eine wilde Flut, jetzt durchlebte sie mit andernd Herzen alles wieder — höchste Seligkeit und tiefste, bitterste Qual.

*

Einem fremdartigen, entzückenden Schmetterling gleich war Leonore damals in ihrem Kreise aufgetaucht — ihr Lachen war so süß, ihre zarte Figur so voller Grazie, so eigen pikant der Gegensatz des dunklen Zigeunerhaares zu den blauen, strahlenden Augen! Niemand konnte sich ihrem Zauber entziehen — auch sie, Elisabeth, hatte das reizende Mädchen angestaunt und arglos, ohne Neid, ohne Besorgnis Reginalds Bewunderung gesehen. Sie war ja seiner so sicher, — nicht flüchtige Verliebtheit hatte sie ja zusammengeführt, ihre Seelen hatten sich gefunden, waren unauflöslich miteinander verknüpft. — —

Unauflöslich?

Von Reginald stammte dies Wort, und sie hatte sich daran festgeklammert, auch dann noch, als sein ungleiches Wesen, seine Kälte, sein verlegenes Ausweichen ihr kaum einen Zweifel mehr ließen an dem was vorging. Sie hatte nicht die Kraft, auch nicht den Willen gehabt, ihn freizugeben — sie hatte gekämpft bis zum Letzten, ja sich gedemütigt vor jener anderen, so tief, daß ihr noch jetzt die helle Scham ins Gesicht stieg — und noch jetzt meinte sie die Antwort zu hören von Leonores blühenden Lippen:

„Was würde es Ihnen nützen, wenn ich Reginald abwiese? Er liebt doch mich — mich allein — was ihn noch an Sie bindet, ist bestenfalls Mitleid!"

Mitleid! O, wie das gebrannt hatte in Elisabeths Herzen — wie sie die glückliche Rivalin gehaßt hatte — mit allen Fibern ihr das gleiche Los gewünscht hatte, das ihr auferlegt wurde! —

Nun war es so gekommen — schneller, furchtbarer, als sie jemals hätte ahnen können. Reginald war tot, und um Leonores schönes Gesicht wehte der Witwenschleier.

Nun hatten sie nichts mehr voreinander voraus.

Elisabeth lehnte sich in den Stuhl zurück.

Nein, sie fühlte kein Bedauern; zu groß war ihr Schmerz gewesen, zu jammervoll öde und trostlos die Jahre, die seitdem verflossen waren. Was sie empfand, war eine Art grausamer Genugtuung — sie hätte sich weiden mögen an Leonores Tränen, an ihrer Verzweiflung — sehen mögen, wie sie das stolze Haupt beugte unter der lastenden Hand des Schicksals.

Plötzlich fuhr sie empor.

Und weshalb sollte sie das nicht tun? Wer wollte ihr verwehren, seinem Begräbnis beizuwohnen? — Er hatte sie ja doch einmal lieb gehabt — vielleicht war auf seinem letzten Lager ihm noch ein Gedanke an sie gekommen — ein fernes Erinnern — — —

*

Schneeverhangener Himmel über dem kahlen Gesäft der Trauerweiden, dem schwarzgrünen Taxus und den vielen frischen Gräbern.

Der Kirchhofswärter hatte Elisabeth die Stelle bezeichnet — jetzt stand sie, halb von einem hohen Marmorkreuz verdeckt, und sah zu dem kleinen Gefolge von Leidtragenden hinüber.

War — — konnte denn das wirklich Leonore sein, die da eben langsam, ohne Wehklagen, ohne Tränen zu dem offenen Grabe kam und einen Kranz von weißen Rosen hinabwarf? Ein hartes, schmales Gesicht, die Augen müde, um den Mund scharfe Falten, die wohl aufsahen wie Leid, aber wie altes, lange ertragenes, nicht wie frisches Trauer! Ein reizendes, haltloses Geschöpf hatte sie zu finden erwartet, aufgelöst in Schmerz, jammernd um das verlorene Glück — der Anblick dieser ernsten Frau verwirrte sie, brachte ihre ganze Rechnung in Unordnung.

Unwillkürlich trat sie näher — trockenes Laub knisterte unter ihren Füßen — die Witwe hob den Kopf und blickte zu ihr hinüber.

Jetzt war die Feier beendet; Leonore verabschiedete sich von dem Prediger und den ihr zunächst Stehenden — dann wandte sie sich um, schritt rasch auf Elisabeth zu und bot ihr die Hand.

„Fräulein Waldeck — so habe ich mich doch nicht getäuscht! Ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie kamen!"

Elisabeth stand unbeweglich; zögernd nur legte sie ihre Hand in die Leonores. Ein leises Gefühl von Scham stieg in ihr auf — sie suchte nach Worten.

„Ich — gnädige Frau — Sie werden erstaunt sein — im Grunde habe ich wohl kein Recht — —"

Leonore sah mit einem seltsamen Blick an ihr vorbei. Sekundenlang. Dann wandte sie ihr wieder voll das Gesicht zu, die herben Falten um den Mund hatten sich vertieft.

„Kein Recht? — Ein größeres, als Sie ahnen, Fräulein Waldeck!" Und Elisabeths verständnisloses Blick mit einem trüben Lächeln beantwortend, zog sie sanft ihren Arm an sich.

„Kommen Sie — dort hinten sind einsame Wege — dort will ich Ihnen eine Geschichte erzählen —"

Stumm gingen sie eine Strecke nebeneinander her. Dann brach Leonore das Schweigen, schwer aufatmend.

„Ich habe mich sehr verändert, nicht wahr? Ich merkte es Ihrem Gesicht an, vorhin, wie Sie mich musterten. Und daß Sie meinten, es wäre nicht nur die Trauer um Reginald. Ach ja, — wie soll auch eine unglückliche Ehe nicht verändern? Nun sehen Sie mich so entsetzt, so unglaubig an — meinen Sie, ich hätte mit Reginald unbedingt glücklich sein müssen?"

Sie schwieg wieder und preßte die Lippen fest zusammen.

„Sie kannten mich ja damals, als der Zufall mich Ihrem Kreise zuführte. Ich war so jung, so verwöhnt und übermütig — ein richtiges Kind des Glücks! Die Männer lagen mir zu Füßen — wirklich, beinah alle — und es reizte mich eigentlich, nur noch, was ich nicht haben konnte! Da lernte ich Reginald kennen, und — Sie! Und ich will's offen gestehen — etwas an Ihnen weckte meine schlechten Instinkte! Ihre überlegene Ruhe, Ihre ein wenig ablehnende Art mir gegenüber — und dann, dann vor allem — das Vertrauen, das Sie in Reginalds Treue setzten! Diese felsenfeste Zuversicht forderte mich geradezu heraus — sicher Gott ich konnte die Männer! Und rein aus Berechnung lockte ich ihn, spielte mit ihm — bis — ja, bis ich selbst mich nicht mehr aus dem Netz zu lösen vermochte! Und Reginald — er ahnte wohl den Zusammenhang — aber er war verliebt, unverzünftig verliebt — ich hatte ja auch alle meine Künste aufgewandt. — —

Wir heirateten. Reisten ein paar Monate in der Welt herum, und dann, daheim, nahm uns die Geselligkeit so vollauf in Anspruch, daß wir gar nicht recht zur Besinnung kamen. Aber das spürte ich doch bald, daß Reginald nicht mehr war wie früher. Er hatte allerhand an mir auszusetzen, nannte meine Lustigkeit kindisch, rügte meine Interesselosigkeit, meine „mangelnde Tiefe". — — — Natürlich wehrte ich mich. Es gab böse, hämische Worte — und einmal, im Aerger, entschlüpfte mir auch Ihr Name. Da wurde Reginald blaß, drehte sich um und ging. Den ganzen Tag sah ich ihn nicht wieder. Nun wußte ich es also — er bereute! Das war eine bittere Erkenntnis für mein eitles Herz — doppelt bitter, weil er mir Unrecht tat. Ich war nicht mehr das gedankenlose, flüchtige Kind — ich hatte eine Seele bekommen zum Lieben und Leiden — aber Reginald glaubte es nicht! Für ihn war ich das kokette, oberflächliche Geschöpf, das ihn nur einer andern hatte wegnehmen wollen — einer andern, die er nicht vergessen konnte!

Was ich gelitten habe in diesen Jahren, Fräulein Waldeck — wozu Ihnen das schildern! Schließlich wurde ich stumpf und müde, und als der Krieg kam und Reginald fort mußte, da habe ich kaum mehr Tränen gehabt.

Er suchte den Tod — ich hab' es gefühlt beim Abschied. Und das letzte Wort, das er sprach, ehe das Bewußtsein ihn verließ, war: Elisabeth!" — —

Elisabeth hatte schweigend zugehört, wie in halber Erstarrung. Jetzt flog ein Schütteln durch ihren ganzen Körper — sie sank auf eine Bank nieder, die am Wege stand, und weinte — weinte, wie ein Kind weint — ganz versunken in Schmerz und doch gläubig, doch in Hoffnung.

„Leben Sie wohl!" sagte eine leise Stimme an ihrem Ohr. Sie hob den Kopf — eben wollte Leonore sich zum Gehen wenden — sie hielt sie am Kleide fest.

Da neigte die schöne, blasse Frau sich über sie.

„Wollen Sie versuchen, mir näher zu treten, Elisabeth? Ich bin so sehr einsam — und vielleicht — vielleicht können wir einander trösten?"

Elisabeth antwortete nicht, aber sie faßte nach Leonores Händen und drückte ihr tränenüberströmtes Gesicht darauf. Und der slatternde schwarze Schleier hüllte die beiden in einen gemeinsamen Trauerflor.

Der deutschen Jugend zur Einsegnung.

Ich schau' euch an, ihr jungen Menschenkinder,
Die ihr in Andacht dort am Altar kniet,
Und wehmutsvoll gedenke ich der Zeiten,
Da einst auch ich so hoffnungsfroh geblüht.
Vom sich'ren Hafen meines Elternhauses
Spaht' keck wie ihr ich in der Welt umher
Und leichtbeschwingt glitt bald mein Lebensschifflein
Mit vollen Segeln in das offne Meer.

Ich sah die holde Kinderzeit entschwinden
Und winkt' ihr zu mit lachendem Gesicht;
Wie war ich stolz, das Steuer selbst zu führen.
Mein Schiff zu lenken — o, ich sagte nicht!
Die wunderschöne Welt, das gold'ne Leben,
Aus Nebelschleiern winkten sie mir zu;
In Märchenduft sah ich die Zukunft schweben —
Und vorwärts eilt mein Schifflein ohne Ruh!

Die Jugend schied. Im Mittag stand die Sonne;
Sehnsucht im Herzen lehnte ich am Mast. —
Wo war das Ziel, das meine Augen suchten?
Wo? ach, die kühle, mir verheiß'ne Rast?
Wohl war mein Schiff an manchen Strand gelaufen.

Ich brach die Freude, wie man Blumen bricht, —
Die Rosen welkten unter meinen Händen —
Doch was ich sehnend suchte, fand ich nicht

Schon wollt' die Sonne sich zum Abend neigen,
Da sah ich, als mir fast die Hoffnung schwand,
Ein Zauberbild der blauen Flut entsteigen —
Das herrliche, das mir verheiß'ne Land!
Ein Glücksgefühl, wie ich es nie empfunden,
Faßt' mich beim Anblick dieser Märchenwelt —
Ich strebt' ihr zu, da war sie jäh entschwunden,
An einer Klippe ist mein Kahn zerschellt. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich schau euch an — o, mög euch Gott bewahren!
Er lenke euer Schiff zum sichern Strand;
Er schütz' euch vor Enttäuschung und Gefahren,
Erhalt' euch treu dem heil'gen Vaterland! —
Ihr seid Alldeutschlands Zukunft. Was errungen
Der deutsche Heldenmut, das deutsche Schwert —
Ihr werdet's, wenn der Schlachtenlärm verklungen,
In Frieden ernten. Zeigt euch dessen wert!

Charlotte Malten, Halle.

Kunstindustrie auf dem westlichen Kriegsschauplatze.

Von Georg Rhenanus.

An manche Städte Belgiens und Nordfrankreichs, in denen unsere siegreichen Truppen stehen, knüpft sich die Herstellung gewisser zarter Gebilde, denen die Damen der Kulturwelt größte Teilnahme widmen. Spitzen bilden den vornehmsten Schmuck eines gewählten Kostüms, daher sie schon seit den Tagen der Renaissance sehr begehrt sind. Es gab Zeiten, in denen sogar die Männer sich dieses Schmuckes zur Verschönerung ihrer Erscheinung bedienten. Keine fürstliche Person, kein Höfling und kein Kriegsmann, der für etwas gelten wollte, unterließ es, einen Spitzenkragen und Spitzen mit Spitzenärmeln zu tragen. Die Verschwendung ging so weit, daß selbst die Aufschläge der langen Reiterstiefel mit dem kostbaren Gewebe besetzt wurden. Der französische Hof unter Ludwig XIV. suchte den Spitzenkultus um so mehr nach Kräften zu fördern, als Frankreich eifrig bestrebt war, diesem aufblühenden Zweig seiner textilen Industrie möglichst viele Absatzgebiete zu erschließen.

Der Aufschwung der französischen Spitzenindustrie verbindet sich mit der Person Colberts, des bedeutenden Finanzministers Ludwigs XIV. Die Fürstinnen aus dem Hause Medici hatten am französischen Hofe die Litzenspitze Genuas und die Reliefspitze Venedigs, deren feinste Art die point rose ist, schon vor einem Menschenalter in Mode gebracht. Catharina und später Maria von Medici waren geradezu Agentinnen des venezianischen und des genuesischen Spitzenhandels geworden — sie konnten sich rühmen, ihrem Heimatlande Aufträge zugeführt zu haben, deren Wert sich auf Millionen Livres belief. Darum das Geld über die Grenze tragen, dachte Colbert, und so lockt er im Jahre 1665 Arbeiterinnen aus Venedig, um durch sie im eigenen Lande Spitzen anfertigen zu lassen. Als Arbeitsfäle wies er ihnen sein Schloß Lonray bei Alençon im Departement Orne an. Die dort gefertigten Spitzen erhielten zuerst den Namen points de France, später points d'Alençon. Zur Erweiterung dieses gelungenen Versuchs wurden mehrere Staatsfabriken in Sedan und einigen anderen Orten gegründet. Auch wurde die Spitzenindustrie in Artois, das im pyrenäischen Frieden 1659 von den Niederlanden an Frankreich abgetreten war, und ebenso in Flandern und Hennegau, die Ludwig XIV. beim Frieden zu Nymwegen 1678 eingeheimst hatte, nach Kräften gefördert. Diese eroberten niederländischen Bezirke waren zwar im Herstellen von Spitzen bereits sehr erfahren, aber nun erschloß sich ihnen erst in vollem Maße der französische Markt mit seinen lohnenden Aufträgen.

Bezeichnend für die Energie, mit der in Alençon gearbeitet wurde, ist die Tatsache, daß man nicht die Reliefspitze Venedigs kopierte, sondern sofort mit einem andern Stil, demjenigen Ludwigs XIV., einsetzte. Die Muster wurden fleiß und systematisch gehalten und die weiten Kleiden schenkten ihnen mit Netzgrund ausgefüllt. In den points d'Argentan erscheint dieser Netzgrund bereits als regelmäßiger Tüll mit sechs eckigen Maschen, sog. Réseau. Doch die Mode der gefälteten Krausen und Manschetten, die so leicht und gefällig sich um Hals und Handgelenk legten, war dem großzügigen Muster nicht günstig. Man beschränkte sich daher im 18. Jahrhundert auf kleine Streublumen und Blättchen, die dem Grunde als reizvolle Tupfen eingefügt wurden. An die venezianische Reliefspitze erinnerte nichts mehr, denn auch der Rand war nur mit einem Perlenbogen oder einem Faden umzogen, so daß er sich nur schwach von der Fläche abhob.

Die Points d'Alençon und d'Argentan waren Nadelspitzen, also ihr Tüllgrund und Muster rein mit der Nadel gearbeitet. Man besaß jedenfalls die beiden Namen für ebenso gemischte Nadelspitzen bei, mochten sie auch in anderen Städten gefertigt sein. Anders gemusterte traten hinzu und erhielten besondere Namen. In solchen Points d'argille, wie unsere gallischen Nachbarn sie insgesamt nennen, errangen besonders Lille, Valenciennes und Brüssel hohen Ruf. Die Mühseligkeit der Arbeit erhöht die Kostbarkeit des Erzeugnisses. Nur wer reiche Mittel besitzt, kann sich den Ankauf dieser zeitlich Spinnengewebe gestatten. Sie sind vornehmlich zum Schmücken der Hochzeits- und Krönungsroben fürstlicher Damen berufen. Von der Feinheit und Dauerhaftigkeit der Points d'Alençon, die aus solchem feierlichen Anlaß für die Kaiserinnen Josephine und Marie-Louise, die erste und zweite Gemahlin Napoleons I., zur Verwendung gelangten, müssen die Chroniken nicht genug zu erzählen. Ebenso gerühmt werden die Spitzen der Kaiserin Eugenie — der mit Welschen gemischte Spitzenüberwurf, der das von der Stadt Lüttich geschenkte Hochzeitskleid von weißem Samt wie eine zarte Wolke bedeckte, und der Spitzenschleier, der vom funkelnden Brillantdiadem herabfloß, seien wahre Wunderwerke der Nadelkunst gewesen sein. Nicht zu vergessen die meisterlich gearbeiteten Spitzen an der goldbestickten blauen Seidengardine der aus Rosenholz und Silber in Form eines Schiffes gestalteten Wiege, die nebst sechshunderttausend Franken der Kaiserin bei der Geburt des kaiserlichen Prinzen als Kindbettgeschenk der Stadt Paris dargebracht wurde.

Wie reine Nadelspitze, so wird auch feinste Klöppelspitze in Belgien und Nordfrankreich hergestellt. Hervorragende Frauenhände waren bereits seit Jahrhunderten mit dem Klöppeln beschäftigt. Die Technik trägt ihren Namen nach dem als Spule für das Garn dienenden Klöppel, einem hölzernen Kegel mit Knopf an dem einen und einem breiten Rande an dem anderen Ende. Der Klöppel wird, um das Beschmutzen des Garns während der Arbeit zu verhüten, in eine Papierhülse gesteckt. Eine andere Notwendigkeit ist das flach gewölbte Klöppelkissen, auf dem nach Anweisung des Musters, des sog. Klöppelbriefes, eine Anzahl Nadeln aufgesteckt werden, die teils zur Befestigung der Fäden, teils zur Bezeichnung von deren Kreuzungspunkten dienen. In der vom Klöppelbrief vorgeschriebenen Weise werden die Fäden durch leichtes Werfen der Klöppel umeinander geschlungen, bis die Spitze fertig ist. Natürlich gehören große Uebung und Gewandtheit dazu, um schnell einwandfreie Ergebnisse zu erzielen.

Ob das Klöppeln in den Niederlanden und dem nördlichen Frankreich ohne fremde Einwirkung oder aus Oberitalien, vornehmlich aus dem spitzenkundigen Genua eingeführt ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls war es um die Mitte des 16. Jahrhunderts schon soweit entwickelt, daß eine Deutsche, Barbara Uttmann, sich dort die Technik aneignen konnte. Die Uttmann wird als die Begründerin der Spitzenindustrie in unserem Erzgebirge bis auf den heutigen Tag hoch in Ehren gehalten.

Besonders geschätzt sind die Klöppelspitzen Brüssels, darunter die Points d'Angleterre. D'Angleterre werden sie seit jener Zeit genannt, da englische Schmuggler das in England verbotene Erzeugnis Mijn über den Kanal brachten und in London als inländisches verkauften. Ebenso schön sind die Brüsseler und Brügger Points duchesse. Der Unterschied zwischen beiden Arten besteht darin, daß die Points d'Angleterre einen Netzgrund aus Réseau, hingegen die Duchesse-Spitzen die sog. Brides, also Gitternetzgrund besitzen. Minderwertiger unter den belgischen Spitzen ist Point plat, denn das geklöppelte Blumenmuster ist auf einen Grund von englischem Tüll applisiert und zudem ist die ganze Spitze zuweilen gepudert, so daß beim Aufschlagen mit der Hand die weißen Puderstäubchen sofort in die Höhe fliegen. Das Pudern geschieht, weil sie aus den Händen der Klöpplerinnen nicht völlig rein hervorgegangenen Blumenmuster sich vom schneeweißen Tüllgrunde merklich abheben würden.

Zu den duftigsten und zartesten belgischen Spitzen gehören auch die geklöppelten Malines aus Mecheln und die aus dem jetzt so heiß umstrittenen Ypern. Bei den Malines ist jedes Réseau länglich sechseckig und durch ihnen zusammengesetzte Grund mit sieben Blättchen oder Knöpfchen, den sog. Mouches, bestreut, während am Rande sich scharf umrissene Blütenzweige hinziehen. Von dem zu den Spitzen Yperns verwendeten Garn wurde ehemals behauptet, daß eine Fadenlänge von sechs Kilometern nur ein mit der Hand bewegen zu umspannendes Knäuel ergebe. Dann die nordfranzösischen Valenciennes. Ihr Netzgrund aus viereckigen Réseau weist dichte Figuren auf, die in Art der Leinwandbindung aus rechtwinklig sich kreuzenden Fäden hergestellt sind. Solche Valenciennes werden nicht nur in ihrer Heimatstadt, sondern auch in anderen nordfranzösischen und in verschiedenen belgischen Städten, besonders noch in Gent, geklöppelt. Bekanntlich sind die Valenciennes bei den Damen vornehmlich zur Verschönerung von Morgenkostümen sehr beliebt. Daß die belgischen und nordfranzösischen Klosterfrauen sich viel mit dem Klöppeln und Nähen von Spitzen beschäftigen, sei noch hinzugefügt.

Unsere braven Truppen in Feindesland werden sicherlich Gelegenheit haben, diese Spitzenindustrie genauer kennen zu lernen, zumal dort das Nähen der Spitzen und mehr noch das Klöppeln vielfach als Hausindustrie betrieben wird. Dabei ist es eine alte Gewohnheit der Klöpplerinnen, bei gutem Wetter ihre Arbeit vor der Haustür zu verrichten, um mit nimmer ermüdender Zunge zu klatschen. In dem unterhalb des Justizpalastes in Brüssel gelegenen Stadtteil und in den äußeren Quartieren konnte man früher immer eine stattliche Anzahl solcher Klöppel- und zungengewandter Damen bei ihrer Tätigkeit beinem beobachten.

Tut mädchenhaft, sagt immer
Nein und nehmt!
Shakespeare.

Aus der Welt der Frau.

Minne süt so süße Saat, aber
Kummer ist die Ernte.
Karl Stieler.

Die Anforderungen der kriegsmäßigen Küche.

Von Gita Schumacher.

Die kriegsmäßige Küche stellt an die Hausfrau die Anforderung, daß sie die in jahrelanger Uebung als richtig erkannten Gewohnheiten, die oft von der Mutter ererbt sind, für die Kriegszeit vielfach verläßt und statt dessen selbständig neue Wege geht. Manche Nahrungsmittel, die in gewöhnlichen Zeiten zum selbstverständlichen Alltagsgebrauch gehören, sollen in der nächsten Zeit gespart, wenn es angeht, überhaupt nicht benutzt werden. Hülsenfrüchte und Reis können zurzeit nicht in der gewohnten Menge in Deutschland eingeführt werden, sie sind also ein kostbares Genußmittel geworden; da sie aber zugleich die Eigenschaft haben, sich gut zu halten, so sollen die Vorräte, die davon vorhanden sind, solange wie möglich gespart werden. Aber nicht nur solche seltener gewordenen Nahrungsmittel soll man sparen, sondern alles, was sich leicht für längere Zeit aufbewahren läßt. Alle Dauerware soll gespart werden, solange man Nahrungsmittel bekommen kann, die mit der Zeit dem Verderben ausgesetzt sind. So wird der gewohnte Kartoffelzettel weniger reichhaltig. Andere Nahrungsmittel aber, die manchem ungewohnt, jedoch reichlich in unserem Land vorhanden sind, sollen statt dessen benutzt werden; es gibt in der Küche manche Dinge, die in vielen Gegenden Deutschlands sehr bekannt, in anderen unbekannt sind; da gilt es zu sparen! Denn es handelt sich nicht nur darum, daß die eigentlichen Grundstoffe der Speisen vielfach anders gewählt werden müssen, sondern vielleicht ebenso wichtig ist es, daß die Zutaten, die wir zum Kochen benutzen, so eingeschränkt werden, daß diejenigen Dinge, die zurzeit in Deutschland knapp sind, ersetzt werden durch solche, von denen wir genug haben.

Daraus ergibt sich, daß nur wenige Rezepte, und seien es die allerbewährtesten, benutzt werden können, wenn sie kriegsmäßig sein sollen. Und darin liegt die Schwierigkeit für die Hausfrau. Sie muß jedes bekannte Rezept neu durchdenken, bei jedem erst überlegen, welche Nahrungsmittel es enthält, die gespart werden sollen, und die darum durch andere ersetzt werden müssen. In den meisten Fällen wird man durch eine kleine Veränderung der Zutaten doch eine ähnliche Geschmackswirkung erreichen wie bisher; nur selten wird die Speise dadurch weniger reizvoll erscheinen. Auf diese so nötigen Verschiebungen aufmerksam zu machen, ist ein weiterer Zweck unserer Arbeit für Lebensmittelbewirtschaftung. Es sind diese von sachverständigen Frauen jetzt verfaßten Rezepte nicht an erster Stelle gedacht, den durch Ausfall bekannter Gerichte beschränkten Küchenzettel zu bereichern, sie sollen in noch höherem Maß ein Beispiel sein, wie die im einzelnen Haushalt bewährten, eigenen und beliebten Rezepte umzuändern sind, damit sie kriegsmäßig werden.

Außer der Frage des Geschmacks ist dabei aber noch eins zu bedenken: Durch die Veränderung der Zutaten bekommen die Speisen häufig einen ganz anderen Nährwert als bisher; auch darauf muß die Hausfrau Acht haben. Wenn ihr Körper, diese edle Maschine, braucht zur Unterhaltung vor allem: Eiweiß, Fett und Zucker. Wenn man ihm von der gewohnten Zufuhr des einen Bestandteiles etwas raubt, so muß man die Zufuhr des andern Bestandteiles erhöhen. Die Hausfrau muß der Ersatz des einen Nährwertes durch den andern bedenken

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191503074/fragment/page=0002